

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 115 (1989)
Heft: 3

Artikel: Ein verflucht brisanter Fund
Autor: Feldman, Frank
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-597535>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein verflixt brisanter F

VON FRANK FELDMAN

Helfen Sie mir, ich flehe Sie an! Meine Ruhe ist dahin, ich schreite siedend erregt in meinem Wohnzimmer auf und ab, und das alles nur, weil ich mich nicht entscheiden kann, welchem der folgenden Szenarien in einer an unserer Zeit irre gewordenen Welt ich den Vorzug geben soll.

Da findet also ein Zürcher Bankangestellter in aller Herrgottsfrühe einen schweren und gut versiegelten Brief. Bis aufs Mark ehrlich, wie es alle angehenden Bankdirektoren sind und von Berufs wegen sein müssen, bringt er den Umschlag schnurstracks zur Polizei. Die Beamten staunen nicht schlecht, als sie das Kuvert öffnen und ihm fünf Kilogoldbarren entnehmen. Der Empfänger ist schnell ausgemacht, stehen doch Name und Adresse klar lesbar auf dem Umschlag.

Eine Story mit Happy-End? Das ist die Frage. Im Augenblick ist jeder zufrieden: der ehrliche Bankmensch (er kann vermutlich einen hübschen Batzen Finderlohn einstreichen), der Besitzer der fünf Barren, die Polizeibeamten und last, not least der Redaktor, der mit der kleinen, aber hoch erbaulichen Geschichte den Beweis liefern kann, dass die so gern verteuflte Welt so schlecht nicht ist.

Und ich? Ich bin der Verzweiflung nahe, jongliere ich doch seitdem schlaflos mit einer Unzahl von Varianten und Alternativ-Szenarien.

Man wird sich doch noch einen Goldbarren leihen dürfen, nicht wahr?

Stellen wir uns also vor, die ehrliche Haut von Finder hat einen schlechten Tag. Er hat sich mit seiner Frau gestritten und will sie sich mit einem besonders wertvollen Geschenk wieder geneigter stimmen. «Drachenfutter» nannten unsere Väter das. Und dieses Drachenfutter hat seinen Preis, wie wir aus germanischen Sagen wissen. Ein einigermaßen präsentabler Nerz ist kaum unter 10 Tausendern zu haben.

Er will den rechtmässigen Besitzer der Barren nicht um sein Gold bringen. Davor bewahre guter Zürcher Brauch. Aber man

wird sich doch noch einen Barren leihen dürfen, nicht wahr?

Machen wir's kurz. Er versilbert den Goldbarren und verschiebt den Besuch bei der Polizei auf ein späteres Datum. Sein holdes Weib, das ihm schon längst verziehen hat, ist wie elektrisiert. Der Mantel – er hat nun doch etwas mehr als 10 000 Franken gekostet – umgibt sie mit einer wohligen Aura, die sie auch innerlich erstrahlen lässt: Aus einem feinblättrigen Veilchen wird eine stattliche Lilie.

Ihr Mann, der im stillen darunter leidet, dass er das Geld für den verkauften Goldbarren noch immer nicht beisammen hat, muss mitansetzen, wie das aufgeblühte Vollweib sich von ihm weiter entfernt. Sie hat jetzt ganz neue Freunde, geht immer öfter aus und vernachlässigt den Mann, der sich um die Früchte seines Tuns betrogen sieht.

Überlassen wir ihn seinem Schicksal, das sich jetzt um die Überlegung dreht, den zweiten Goldbarren von den fünf zu Geld zu machen, um zu retten, was nicht zu retten ist.

Eine Spenderniere muss her.

Gesetzt den zweiten Fall, unser ehrlicher Finder hat eine «Schnapsdrossel» von Tante, die er sehr liebt. Die Tante ist des Todes, wenn sie sich nicht bald einer Nierentransplantation unterzieht. Eine Spenderniere muss her. Sie ist aber viel zu arm, um das zu bezahlen. Wenn sich das wie eine Ruhrklammer ausnimmt, so sei mir verziehen: Es gibt noch bedürftige Menschen in diesem Europa. Der junge Neffe kennt einen sehr guten Chirurgen mit Verbindungen zu kongenialen Kollegen in Amerika. Aber selbstredend wird so etwas nicht mit bevorzugter Eile auf Krankenschein gemacht und schon gar nicht in God's Own Country. Mit einem fünfstelligen Betrag muss mindestens gerechnet werden.

Wild entschlossen verkauft der angehende Bankier die fünf Barren. Die Tante fliegt in die Staaten, die Operation verläuft erfolgreich. Überglücklich kehrt die dem Leben wiedergegebene Tante zurück und – Wunder über Wunder! Ein entfernter Verwandter hat durch Zeitungsberichte von ihrer schicksalhaften Rettung erfahren. Er ist steinreich und vermacht ihr in seinem Testament ein Vermögen.

Die frischgebackene Erbtante wird von der Familie umschmeichelt und hofiert. Aber Tantchen hält treu zu ihrem Neffen. Er soll eines fernen Tages alles erben, nur will sie, dass er sich mehr um sie kümmert. Wie will er das aber machen, wo doch seine Bank ihn soeben befördert und in eine stadtferne Filiale versetzt hat? Auf einmal wird ihm bewusst, dass er die Tante dorthin wünscht, wo der Pfeffer wächst. Den permanenten Ärger mit der Familie hätte er sich ersparen können, wenn er ... ja wenn.

Da ist noch eine dritte Variante, die nicht mit einer schnöden Handbewegung abgetan werden kann.

Geld, das weiss er, muss arbeiten.

Unser ehrlicher Held gerät zum Antihelden, weil er mit den fünf Goldbarren alles auf eine Karte setzt. Das Gold will er abliefern – so sein fester Vorsatz –, wenn er ein Vermögen in einem der Schweiz fernen Kasino gewonnen hat. Mit 100 000 Franken fährt er nach Baden-Baden und spielt – Hasardeur, der er insgeheim immer schon war – wie ein mit dem Teufel paktierender Besessener. Er setzt voll auf Pleins, macht fünf Stunden später Kasse und verlässt die noble Spielhölle mit einem Scheck über 840 000 Mark.

Das ist immerhin ein Betrag, mit dem sich etwas anfangen lässt. Er kann seinem Vorsatz getreu fünf Barren Gold kaufen, sie dem Empfänger der so mutwillig von ihm verkauften Barren bringen und obendrein einen stattlichen Finderlohn einstreichen. Es bleiben ihm immer noch 700 000 Mark. In der Schweiz will er das Geld nicht auf ein Depot legen – nein, er fährt schnell nach Luxemburg und eröffnet ein Konto. Geld, das weiss er, muss arbeiten.

Unser Mann will seine 700 000 Mark verdoppeln. Hat er da nicht jüngst von einem vielversprechenden Geheimtip, einem Penny Stock, gehört? Er kauft 300 000 Aktien zu 59 Pence und wartet erregt, dass sie auf 200 Pence klettern. Aber sie fallen in den Keller. Bei 4 Pence zieht unser Pechvogel die Notbremse und steigt aus. Er ist zwar Millionär, aber in erbärmlichen Pennies. Immerhin – das Gold hat er dem rechtmässigen Empfänger übergeben. Und bei dieser Gelegenheit hat er sich in die

und

Tochter des ihm jetzt Wohlgesonnenen verliebt. Nur: Wird er, kann er seine Spiel-
leidenschaft zügeln? Weiss vielleicht Profes-
sor Brinkmann von der Schwarzwaldklinik
Rat?

**Er hört auf sein soziales
Gewissen und spendet dem
WWF 15 000 Franken.**

Eine Variante ganz verwegener Spielart könnte sich ergeben, wenn unser goldfin-
gernder Finder den Umschlag klamm-
heimlich öffnet, einen Goldbarren ent-
nimmt und die restlichen vier dem Besitzer
zustellen lässt. Nun hat er einen Goldbar-
ren, aber was will er damit anfangen? Er
könnte sich mehr als eine komplette Skiaus-
rüstung mit dem Erlös aus dem Verkauf des
Barrens zulegen. Dieser Verlockung erliegt
er jedoch nicht. Er hört auf sein soziales Ge-
wissen und entscheidet sich für eine 15 000-
Franken-Spende an den World Wildlife
Fund. Das restliche Geld will er einsetzen,
um aus erster Hand zu erfahren, was ein so
prestigeträchtiger Fonds mit den Zuwen-
dungen macht, die ihm täglich zufließen.

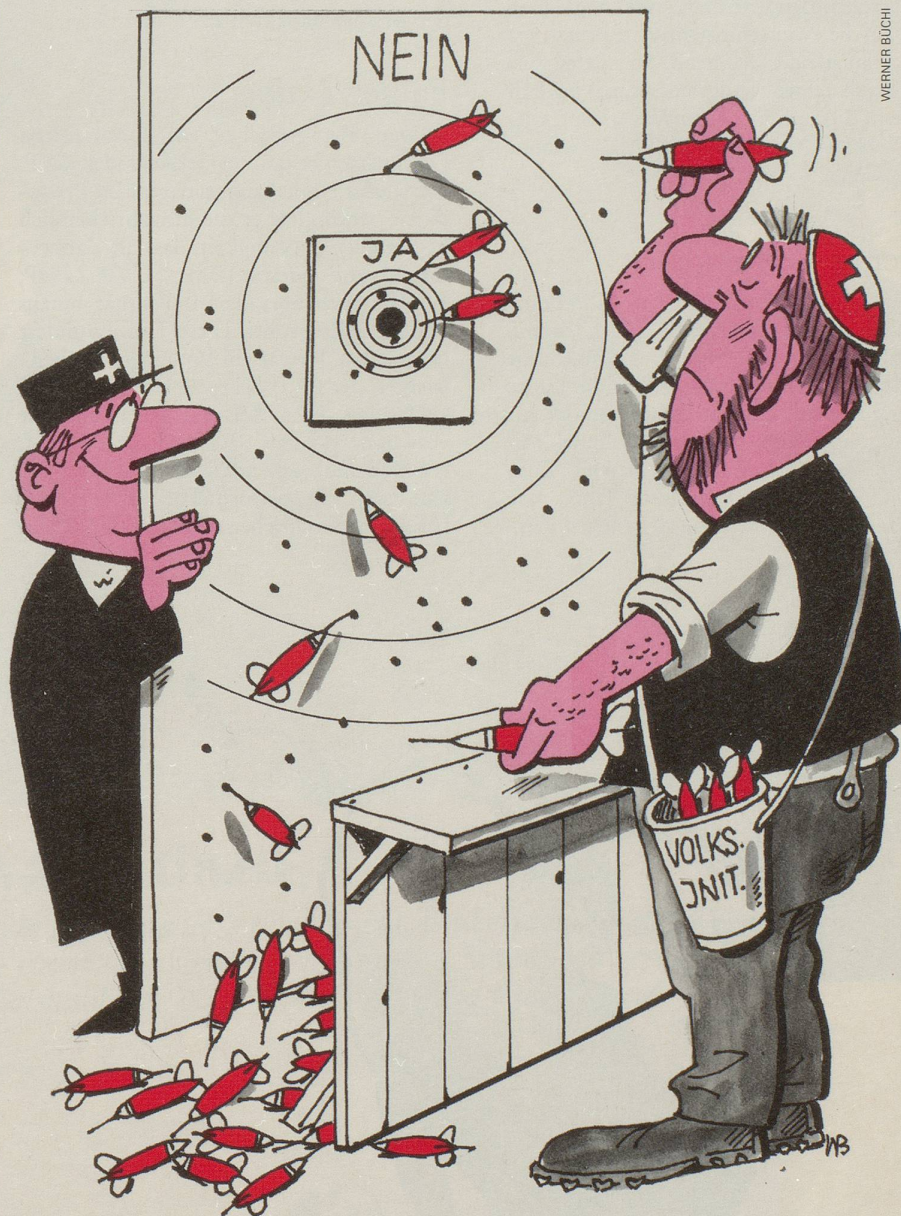
Er bucht also einen Flug nach Afrika, und
jetzt wird's spannend. Die Maschine einer
US-Fluggesellschaft wird von arabischen
Fanatikern entführt. Der Bankangestellte
gerät in den ganz und gar ungerechtfertig-
ten Verdacht, jüdischer Abstammung zu
sein. Man zieht ihn im wahrsten Sinne des
Wortes aus dem Verkehr, bis eine Schweizer
Botschaft den Tip erhält, der Verschwun-
dene sei im Gewahrsam der unartigen His-
bollah.

Und all das, weil ein Zürcher Pöstler auf
seinem Velo einem entgegenkommenden
Laster scharf ausweicht und, von ihm unbe-
merkt, ein Briefumschlag aus dem Korb an
den Strassenrand fliegt ...

**Der einfachste Weg:
zum guten Licht:**



5300 Turgi 056-23 01 11
8023 Zürich 01-44 58 44



WERNER BÜCHI

Von 1891, als die Volksinitiative in der Schweiz eingeführt wurde, bis heute hatte der Stimm-
bürger über 108 Initiativen inklusive allfällige Gegenentwürfe zu entscheiden, allein im letzten
Jahr über 4 Begehren. Insgesamt wurden lediglich deren 9 (8,3 Prozent) angenommen: Volks-
initiativen haben es also schwer.

«E chli zviel dernäbe»